

Zwischen Missale Romanum und Sacramentarium Mimeographicum

- Ein Sakristan erlebt die Liturgiereform -

von Pfarrer Dr. Joseph Overath

Die für die meisten Kirchgänger deutlichste Reform des II. Vatikanums war die Liturgiereform. Der Verfasser dieser Zeilen besuchte von 1963 bis 1971 das altsprachliche Heilig-Geist-Gymnasium der Spiritanermissionare in Broichweiden bei Aachen. Es war üblich, daß jeder interne Schüler ein „Amt“ hatte, d.h. die anfallenden Hausarbeiten wurden neben der Schule von Schülern bestritten. Diese „Ämter“ wurden auch vergeben unter dem Aspekt der Disziplinierung; so war die Zuteilung des „Amtes“ der Toilettenreinigung sicher auch ein Mittel, unbequeme Schüler zu strafen. Im fraglichen Zeitraum zwischen 1963 und 1968 war ich des öfteren Sakristan, aber auch wegen Maßnahmen der Disziplinierung mit dem „Amt“ des Toilettenreinigers befaßt. Die Liturgiereform konnte ich aus erster Hand miterleben. Der Titel drückt aus, daß damals das überlieferte Meßbuch buchstäblich zerschnitten wurde und an seine Stelle mehr fliegende Blätter kamen. Schließlich war für lange Zeit so etwas wie ein „Sacramentarium Mimeographicum“ (ein Sakramentar, das aus abgezogenen, vervielfältigten Blättern bestand) in Gebrauch. Das neulateinische Wort „mimeographia“ meint Matritze. Es geht nicht um Erinnerungen, sondern um die Aufzählung der damaligen Ereignisse – dabei stütze ich mich auf Tagebücher, auf Material aus dem Familienbesitz, auf Bücher und Hefte, die damals Widerstand gegen die Reform anmeldeten, insoweit sie nicht durch die Konzilstexte selbst legitimiert war.

„Sacrosanctum Concilium Vaticanum secundum“

Ein erstes Stichwort ist das Konzil selbst. Daß ein Konzil in Rom stattfand, hörten wir oft in den Sonntagspredigten. Dort wurden alle Reformwünsche ausgebreitet, die im Klerus vorhanden waren. Es kamen auch Witze auf, die die Sache auf den Punkt brachten: beim günstigen Ausgang des Konzils etwa, könne der Pfarrer seine Köchin heiraten; oder später bei der Liturgiereform hieß es „Lasset uns schon mal blättern“ – der arme Zelebrant wußte nicht, wie es weiterging in der heiligen Handlung. Hubert Jedin hatte bereits 1959 seine „Kleine Konziliengeschichte“ (1) herausgegeben, die ich später als Gymnasiast gelesen habe. Dort heißt es: „Kein Irrtum unserer Zeit ist schwerwiegender als die Verzerrung, ja Vernichtung des christlichen Menschenbildes unter dem Einfluß atheistischer Gesellschaftslehren. Keine Glaubenswahrheit verlangt in unserer 'Zeit der Kirche' so sehr nach einer Präzisierung wie der Kirchenbegriff“. Die Wünsche und Erwartungen waren hoch, nachdem der sel. Johannes XXIII. das II. Vatikanum einberufen hatte. Dessen Eröffnung am 11. Oktober 1962 wurde vom Fernsehen übertragen; doch ein Fernseher war damals nicht in jeder Wohnung vorhanden. Wir versammelten uns bei einem Onkel und schauten gemeinsam die Feier an. Man war beeindruckt von der großen Zahl der Bischöfe, die in den Petersdom zogen – man kannte ja einen Bischof nur von der Firmung her, dann auch von gelegentlichen Besuchen im Kölner Dom. Aber das Konzil war nicht ein fernes Ereignis. Mein geistlicher Onkel, Prälat Johannes Overath, war die ganze Konzilszeit über als Peritus tätig mit dem Arbeitsschwerpunkt Kirchenmusik. Er schenkte uns Kindern immer die wertvollen Briefumschläge mit den Vatikanmarken und dem lateinischen Absender „Sacrosanctum Concilium Vaticanum secundum“. Später dann brachte er uns Stimmkarten mit, Lochkarten aus Probeabstimmungen. All das wurde gehütet wie ein heiliger Schatz – bis heute. 1963 ging es als Interner nach Broichweiden. Im gleichen Jahr feierten die Eltern ihre Silberhochzeit und pilgerten nach Rom. Sie waren anwesend bei der Eröffnung der II. Session der Kirchenversammlung – bis heute liegt noch der deutsche Text Papst Paul VI. vor, damals wohl für die Presse hektographiert (2).

Der imaginäre "Geist des Konzils"

Es erschien in dieser Zeit ein Buch „Weltereignis Konzil“. Der Aachener Bischof Johannes Pohlschneider war mit meinem Onkel vor dem Petersdom abgebildet. Doch schon bald nach der Verabschiedung der Liturgiekonstitution im Herbst 1963 änderte sich das Klima. Nun lag ein erstes Ergebnis der Kirchenversammlung vor; nun war auch die Möglichkeit gegeben, dem Konzil Gehorsam zu leisten oder aber gegen das Konzil sich zu stellen. Leider wurde der Ungehorsam zu einem Erkennungszeichen vieler Kleriker. Nun kam das Schlagwort vom „Geist des Konzils“ auf; man faßte all seine Reformvorstellungen unter dem Begriff zusammen; das bald erscheinende „Konzilskompendium“ leistete einem falschen Verständnis Vorschub, vor allem, was die „musica sacra“ angeht (3). Das Konzil, so hieß es, sei ein „Prozeß“; es gehe nicht um die Texte, sondern um die Dynamik, die nun in der Kirche ausgebrochen sei. Ein Benediktinerpater vom Siegburger Michaelsberg predigte oft darüber, daß nun endlich der Hl. Geist über die Kirche ausgegossen worden sei – unsere Familie fuhr sonntags gerne wegen der Choralämter in diese Abtei. Die hier beschriebenen Vorgänge verdichteten sich wenig später in der Gründung der Zeitschrift „Concilium“, die sich dann zum führenden Organ der „Progressisten“ entwickeln sollte.

Bildersturm und Kulturschande

Das Konzil wurde greifbar in jeder Pfarrgemeinde in der Liturgie. Zunächst war im Spiritanerkloster Broichweiden keine äußere Veränderung zu bemerken; indessen in den Schulferien fiel mir auf, daß unser Heimatkaplan verschiedene Heiligenfiguren der Pfarrkirche umgestellt bzw. entfernt hatte. Hier deutete sich der nachkonziliare Bildersturm schon an, eine Kulturschande sondergleichen. Als Sakristan im Kloster waren jeden Morgen ca. 15 Privatmessen zu betreuen. Jeder Pater steckte am Abend an einer Tafel seine liturgische Farbe zu seinem Namen – und wir mußten dann abends die Paramente, exakt und genau, ohne Falten und Fehler, auslegen. Morgens vor der Schule galt es, die Kelche vorzubereiten – abends und morgens ein Verlust an Freizeit. Die Meßbücher mussten ebenfalls vom Sakristan richtig aufgeschlagen werden; das war nicht gerade leicht wegen der Votivmessen etc. Aber man lernte Latein seit der Sexta und da wuchs man in diese Welt hinein.

Umsturz über Nacht

Doch schon bald nach der Liturgiereform vom 7. März 1965 meinten manche Patres auf die tägliche hl. Messe verzichten zu sollen und nahmen als „Laien“, wie wir es ausdrückten, an der Schulmesse teil, die wir jeden Tag besuchen mußten. Die Schüler empfanden das zunächst einmal als lästig – stand doch nun ein „Aufpasser“ mehr hinter ihnen! Im Herbst 1965 mahnte Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „Mysterium Fidei“ an, daß die Privatmessen ebenso wichtig sind wie die Gemeinschaftsmessen. Ich habe nicht erkennen können, daß diese Mahnung gefruchtet hat – das Papstschreiben war in unserer Familie vorhanden und ich habe es in den Ferien auch gelesen. Die Schule war bestimmt, um Priester zu werben – wer dort eintrat, erklärte eigentlich, er wolle einmal Spiritaner werden. So war es für viele Schüler selbstverständlich, daß sie sich intensiver mit religiösen Fragen beschäftigten.

Die Privatmessen nahmen ab; das war die erste „Frucht“ des Konzils, wie es viele Patres verstanden. Zugleich verschwand – quasi über Nacht – das Ordenskleid und wurde durch geschmacklose „Junggesellenkleidung“ ersetzt – das alles im Gegensatz zu kirchlichen Gesetzen. Der Pater, der als erster in „Zivil“ einherging, legte später sein Priestertum nieder und heiratete – die „Externen“ hatten ihn schon lange vorher gesehen wie er auf Freiersfüßen wandelte – im frommen Haus ein Skandal erster Güte. Uns Schülern wurde über diese und ähnliche Vorfälle kaum Aufklärung gegeben. Schon bald regte sich aber ein erster Widerstand. Als ich zu den Weihnachtsferien 1965 nach Hause kam, las die Familie ein kleines Heft „Der Knecht des Tilly“, das ohne Verfasser war und angeblich aus Altötting stammte; dort war ja Tilly, der Katholikenführer des Dreißigjährigen Krieges begraben. Die Befürworter einer Liturgiereform nannte der „Tilly“ schlichtweg „Nationalkatholiken“ und er kritisierte sie als Feinde des Hochaltars, des Tabernakels, einer Kommunionbank, der lateinischen

Liturgiesprache, der Kniebeuge vor Gott und des Gregorianischen Chorals. Er berief sich auf einschlägige Texte der Liturgiekonstitution, die für ihn das „Grundgesetz“ darstellte. Das Heft, so polemisch es auch an manchen Stellen formulierte, wollte nichts anderes als das Konzil zur Durchführung bringen – und nicht dessen imaginären „Geist“.

"Konzilsaltar" und "Kulturbolschewismus"

Der Hochaltar war ja vielerorts durch einen „Konzilsaltar“ ersetzt worden. Tilly kommentierte: „Das hl. Mysterium oder die hl. Geheimnisse sind nicht mehr zeitgemäß. Show und Publicity stehen im Vordergrund ...“. Der Priester schaue nun nicht mehr nach Osten, d. h. nach der aufgehenden Sonne Christus, sondern es finde ein „...Kulturbolschewismus in der Kirche...“ statt. Aus dem Tabernakel sei ein „Brotschrank“ geworden; tatsächlich sagten damals Priester, dort seien die „Mahlreste“ abgestellt... Tilly sagt dann in voller Übereinstimmung mit dem damaligen Papst: „Es ist bedrückend, wenn man die Überbetonung von 'Mahl' und 'Tischherr' hört. Das Konzil von Trient lehrt ausdrücklich, daß alle ausgeschlossen sind, die behaupten, die hl. Messe sei in erster Linie ein Mahl und nicht Opfer...“(4)

Und sehr deutlich war auch die Aussage: „Haben diese Nationalkatholiken jemals einen Tischherrn gesehen, der Gottessohn war und der seinen Gästen sein Fleisch und Blut zur Speise und zum Tranke gereicht hat? Was soll also diese Profanierung?“ Die Klage des Tilly berührt auch den Verlust der lateinischen Sprache. Er polemisiert gegen die deutschen Hochämter, die für ihn den Charakter einer „...Drei-Groschen-Oper...“ haben. Es spricht aber eine große Liebe zu Rom aus dem Heft. Tilly erinnert, daß ein Katholik die Buchstaben „ROMA“ herumdrehen darf und dann „AMOR“ erkennt.

Besondere Kritik müssen die Priester einstecken, die Tilly als „Neuerer“ bezeichnet. „Je fanatischer ein solcher im Liturgismus ist, um so erbärmlicher ist meistens seine Predigt“. Der Predigtstuhl werde ersetzt durch das „Amböchen“ oder „Lesepültchen“. Er kommt zum Resümee: „Der Damm ist gebrochen, die wüsten Verzerrungen werden m. E. von Jahr zu Jahr mehr sichtbar, und wir werden uns später gerne an das Wort des Herrn erinnern: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ Es finde schon jetzt der Greuel der Verwüstung am heiligen Ort statt.

Man war als Schüler durch dieses Heftchen schockiert – man erkannte, daß das Konzil eigenwillig interpretiert wurde. Und man sah in Frage gestellt, was man im guten Religionsunterricht lernte: Der hl. Geist leitet die Konzilsväter. „Der Knecht des Tilly“ war ein literarisches Produkt, das den Unmut vieler treuer Katholiken formulierte. Es ging nicht „gegen“ die Bischöfe, aber man merkte durchaus, daß „etwas nicht stimmte“. Wenn auch der Verfasser nicht bekannt ist, so sprach hier ein „einfacher“ Katholik. Es war jemand, der seinen „überlieferten“ Glauben nicht aufgeben wollte. Die Zeit im Jahr 1965 war noch nicht reif für eine tiefere Kritik an den Zuständen, die der „Geist“ des Konzils heraufbeschworen hatte. Erst einige Jahre später meldeten sich Jacques Maritain und Dietrich von Hildebrand zu Wort (5). Das aber ist hier nicht das Thema.

Diktatorische Zustände

Nach diesen ersten Eindrücken stellt sich die Frage nach dem Dienst des Sakristans im Jahr 1965. Am 7. März 1965 war die Liturgiereform offiziell eingeführt worden. Das bedeutete in der damaligen Konfusion der Meinungen, ab jetzt sei das Latein verboten, die Messe sei mit Gesicht zum Volk hin zu feiern. Wer es wagte von diesen beiden „Dogmen“ nicht Gebrauch zu machen, der galt als „Konservativer“. Totschlagworte prägten und prägen bekanntlich immer die Atmosphäre in diktatorischen Zuständen – und die Kirche stand unter dem Diktat der Liturgiereform ... Wir hatten die Liturgiekonstitution in einer lateinischdeutschen Ausgabe zu Hause. Selbstverständlich wurde dieser Text gelesen – auch weil unser Onkel Johannes federführend am Kapitel über die „musica sacra“ beteiligt gewesen war. Das waren religiöse Neuheitserlebnisse, daß jemand, den man kannte, bei dem „Weltereignis Konzil“ persönlich dabei gewesen war! Kein Wort fand sich bei den Konzilsvätern von einem Verlassen des Hochaltars zugunsten eines „Tischaltars“. Auch wurde das Latein und der

Choral nicht abgewertet, sondern – im Gegenteil – der Choral in lateinischer Sprache war anerkannt worden wie auf keiner Kirchenversammlung zuvor.

Vom Opferaltar zum Mahltisch

In Broichweiden beherrschte die Chorwand über dem Hauptaltar die Pfingstszene. Maria saß inmitten der Apostel. Es waren große Bronzefiguren. Über dem Tabernakel erhob sich eine Nachbildung des Kreuzes vom Isenheimer Altar des Matthias Grünewald. Das Geschehen auf dem Altar stand uns vor Augen einerseits als Epiklese, der Geist heiligt die Gaben. Andererseits gewährleistete das Kreuz aus Holz, das die hl. Messe die sakramentale Vergegenwärtigung des einmaligen Kreuzesopfers war. So wurden wir belehrt – im wahren Glauben der Kirche aller Zeiten. Und so haben wir auch das heilige Geschehen mitverfolgt.

Die Tage vor dem 7. März waren arbeitsreich für den Sakristan. Es wurde ein „Tisch“ gezimmert, der dann mit einem Altarstein versehen, ziemlich schwer zu transportieren war. Diese schweren Arbeiten, wie den Transport, mußten wir Schüler leisten. Es kam zur ersten hl. Messe nach dem neuen Ritus; fast die ganze hl. Messe war in deutscher Sprache. Das war vollkommen ungewohnt. Wir hatten als Meßdiener das damalige Stufengebet und die übrigen Gebete der hl. Messe lateinisch lernen müssen. Epistel und Evangelium waren uns in deutscher Sprache vertraut, ebenso die Predigt, die man im Rahmen der lateinischen Liturgie aufmerksamer hörte, weil sie eben in der Muttersprache war. Jetzt war alles das weg, woran die eifrigen Kirchgänger so gehangen hatten. Sicher, viele – oft auch die, die schlechte Noten in Latein hatten – waren der Neuerung gegenüber aufgeschlossen. Aber wurde damals nicht übersehen, daß das Konzil das alles so nicht bestimmt hatte? Am 7. März hatte der Superior des Hauses „versus populum“ zelebriert. Er hatte gerade einen furchtbaren Schnupfen. Aus ästhetischen Gründen spare ich mir eine nähere Schilderung... So viel war deutlich: der Priester blickte jetzt die hl. Messe über ins Volk, nicht mehr in Richtung Altarkreuz – der „Tischaltar“ hatte damals noch kein Kreuz. Aus dem Opferaltar zur Vergegenwärtigung des einmaligen Kreuzesopfers war ein Tisch geworden und bald wurde die hl. Messe unter der Hand zu einem „Mahl“. Ende 1965 las ich im „Tilly“ folgenden Abschnitt: „Die Liturgie ist nicht mehr auf Gott, sondern auf das Volk hin ausgerichtet. Man hat den Menschen nun auch innerhalb der Kirche in völliger Verblendung in den Mittelpunkt gestellt; gerade dieses ist ein Merkmal des hoministischen Zeitalters. Die 'Gloria Dei' nimmt also nicht mehr den ersten Platz ein, sodaß nunmehr manigfache Häresien durch die in Unordnung geratene Wertskala ihren Einzug halten werden“.

Visitation: Aufregung im Klösterchen

Es lag eine große Spannung in der Luft. Dem Superior war auch anzumerken, daß hier eine Tradition gebrochen wurde – so war das subjektive Empfinden. Dazu kam, daß bis 1968 Marcel Lefebvre (1905–1991) Generaloberer der Spiritaner war. Lefebvre war lange Jahre in der Afrikamission gewesen, 1948 Apostolischer Legat für die französischen Gebiete auf dem Schwarzen Kontinent geworden und seit 1955 Erzbischof von Dakar im Senegal (6). 1960 war er in die Vorbereitungskommission des Konzils berufen worden; dann war er als Generaloberer der CSSp Konzilsteilnehmer. 1962 war er nach Europa zurückgekehrt, auch aus Protest gegen die Afrikanisierung der Ortskirchen. Nach der Errichtung des „Tisches“ nun herrschte eines Tages große Aufregung im Klösterchen: der „Chef“ kommt zur Visitation.

Wer Visitationen mitgemacht hat, der weiß auch von den vorherigen Verbesserungen zu berichten. Das, was der „Chef“ nicht sehen darf, wird versteckt und nach der Abreise wieder hervorgeholt. Bloß nicht auffallen!, das war damals in Broichweiden das Motto. Uns wurde von verschiedenen Patres erzählt, da komme ein stockkonservativer Bischof. Der Bereich Kirche/Sakristei war auch betroffen von heuchlerischen Eingriffen in den wirklichen Alltag des Klosters. Am Tag vor der Ankunft Lefebvres mußte der „Tisch“ weggeräumt werden. Ich erinnere mich noch ganz genau, daß wir schwer zu schleppen hatten – in der Freizeit! Der Tisch wurde die enge Sakristeitreppe zum Keller hinuntergezwängt. Hier würde wohl der „Chef“ nicht visitieren... Am nächsten Tag dann begann die

Visitation. Alle Schüler kamen zur hl. Messe in die Klosterkirche, alle Patres und Brüder waren anwesend. Es begann ein „Theaterstück“. Man hatte die „Bühne“ eigens auf „konservativ“ gestaltet. Wir waren instruiert, wieder die Kommunionbank zu benutzen. Marcel Lefebvre zelebrierte die hl. Messe mit dem alten Missale Romanum. Er trug Pontifikalhandschuhe. Der Empfang der hl. Kommunion ging so vor sich: Man küßte zunächst den Bischofsring, dann wurde die hl. Hostie auf die Zunge gelegt.

Das war für alle Schüler etwas Neues. Wenn sonst Missionsbischöfe zu Besuch kamen, dann feierten sie die hl. Messe wie die Priester. Sie setzten sich zu uns in die Freizeiträume und sprachen mit uns. Berührungsängste, wie man heute sagt, gab es zwischen Bischöfen und Schülern nicht. Anders stellte sich der Lefebvre-Besuch dar: Vielleicht auch durch die Schilderungen der Patres wirkte er fern – und er bemühte sich auch nicht, diesen Eindruck zu vermeiden. Als der „Chef“ wieder weg war, mußte der „Tisch“ wieder aufgebaut werden. Ich war nach Broichweiden gegangen, weil ich Missionar werden wollte. Aber nach dem Besuch Lefebvres stellte ich fest, daß ich nicht in einem Orden leben könnte, der ein solches „Stückchen“ aufführte. Letztlich war die moralische Autorität der Patres dahin. Ein Schüler, der ehrlichen Herzen nach dem geistlichen Beruf strebte, konnte sich nur von solchen „Vorbildern“ und „Pädagogen“ abwenden. Nach dem Abitur bin ich dann Priester des Erzbistums Köln geworden.

Zeit der liturgischen Experimente

Die Zeit der liturgischen Experimente hatte begonnen. Zwei Patres setzten nun in der Pastoral fast nur auf „Tischmessen“. Man setzte sich um einen Tisch; es wurden nicht die liturgischen Bücher verwendet, sondern selbstgemachte Hochgebete. Als liturgische Gewandung diente gerade noch die Stola. Was diese „Messen“ bewirken sollten, ist damals nicht deutlich geworden. Man fühlte aber bald, daß eine „neue“ Theologie sich anbahnte: der Mahlgedanke schob sich in den Vordergrund. Die bisherigen Hostien wurden durch „Brothostien“ ersetzt. Das Sitzen am Tisch sollte wohl das Letzte Abendmahl mimen, war aber bei Jugendlichen eher als der Frömmigkeit Abbruch tuend zu werten.

In den Ferien, wenn ich meinen geistlichen Onkel besuchte, berichtete ich über die liturgischen Zustände im Kloster. Er legte mir auseinander, daß es nicht im Rahmen der kirchlichen Ordnung sei, was dort zu großen Teilen geschehe. Bald auch schon wehrte sich „Rom“ gegen diese Experimente. Am 29.12.1966 nahm die Ritenkongregation Stellung: „Seit einiger Zeit bringen einige Tageszeitungen ihren Lesern Mitteilungen, ja Bildberichte von liturgischen Veranstaltungen, vor allem von Eucharistiefiern, die dem katholischen Kult fremd sind und geradezu unwahrscheinlich anmuten, wie z. B. 'eucharistische Abendmahlfeiern im Familienkreis', die in Privatwohnungen mit anschließendem Essen gefeiert werden; Meßfeiern mit ungewöhnlichen und willkürlichen Riten, Gewändern und Gebetstexten, die mitunter von Musikstücken ganz profanen und weltlichen Charakters begleitet werden, der einer heiligen Handlung nicht würdig ist. Alle diese kultischen Veranstaltungen, die auf private Initiative zurückgehen, zielen verhängnisvoll dahin, die Liturgie zu profanieren, die lauterster Ausdruck jenes Kultes ist, der Gott von der Kirche dargebracht wird“ (7).

Missa Matriza

Nun war ganz deutlich, daß es „zwei Konzilien“ gegeben hatte bezüglich der Liturgie: eines der Neuerer, der ungehorsamen Priester – und dazu zählte ich die Patres im Kloster – und dann das wahre Konzil, das die Ritenkongregation authentisch interpretierte. Nun ist vom Matrizen-Meßbuch zu berichten. Der Dienst des Sakristans erstreckte sich nicht nur auf das heuchlerische Abräumen des „Tisches“ bei der Visitation. Es galt nun, die liturgischen Bücher entsprechend zu „bereiten“. Bislang war das Missale Romanum in alleiniger Geltung. Sonst fand sich kein Buch auf dem Altar. Die erste Änderung kam mit der Einfügung des Namens des hl. Joseph in den römischen Kanon. Wir bekamen selbstklebende Zettel, die an den Rand des Textes plaziert wurden: „... et beati Joseph eiusdem Virginus Sponsi...“. Nun war das noch keine Zerstörung eines Buches. Im nächsten Schritt wurde nach dem „Per ipsum“ und bis zum „Pax vobis“ ein maschinenschriftlicher deutscher Text eingefügt. Nun

war das Meßbuch schon leicht verändert. 1964 war das „Deutsche Lektionar“ erschienen, Lesung und Evangelium wurden nun in der Schott-Übersetzung vorgelesen. Das Jahr 1965 stand im Zeichen des Sacramentarium Mimeographicum. Am 7. März wurde die lateinische Sprache – und somit das Missale Romanum für überflüssig erklärt. Außer dem Hochgebet war die hl. Messe in Deutsch. Man benutzte nun ein Ringbuch. In dessen Mitte war der Canon Romanus, ausgeschnitten aus einem wertvollen Missale. Das übrige war die „Missa Matriza“: die deutschen Texte des Ordinarius blieben im Ringbuch, das Proprium wurde jeweils vervielfältigt eingeschoben. Als Sakristan hatte man nun auch noch das „Meßbuch“ zu vervollständigen, war verantwortlich für die richtige Reihenfolge der Vervielfältigungen und das alles war zu leisten, obwohl das Konzil kein Wort über die Zerschlagung des Missale gesagt hatte. Man stand, wissend um das falsche dieses Vorgehens, in einem inneren Zwiespalt. Ich wußte, daß dies alles gegen „Rom“ vor sich ging, dann aber wiederum „taten es alle“. Immer deutlicher wurde mir, daß ich unter diesen Umständen und in diesem Orden nicht mein Leben fristen wollte.

Trotz "Reform" keine Priesterberufungen

Übrigens hat die ganze Reform, die eher als Deformation zu bezeichnen ist, nichts an Priesterberufungen gebracht. In all den Jahren im Internat wurde ein Junge Novize – gab aber später wieder auf. In der Gymnasiumszeit, die ich erlebte, war ich der einzige, der später Priester geworden ist. Ende 1965 erschien dann das Altarmeßbuch in drei Bänden; nun hatte mindestens die Missa Matriza ein Ende. Die Präfationen waren nun nur noch in deutscher Sprache zu hören. 1968 folgte dann die Einlage mit drei neuen Hochgebeten in deutscher Sprache. Der lateinische Canon war außer Gebrauch. Die Umschlaghilfen wurden abgeschnitten, so daß er kaum mehr benutzbar war. Damals entstand ein großer Streit um die Übersetzung der Wandlungsworte. Das „pro multis“ war mit „für alle“ übersetzt worden. Die Patres, auch die Lateinlehrer, machten sich über all das offensichtlich keine tieferen Gedanken – sie standen ganz auf der Seite der Neuerer. Es gab einen Pater, der sehr unter diesen liturgischen Experimenten gelitten hat. Er war aber isoliert und wurde nicht selten auch von den anderen Patres vor den Schülern lächerlich gemacht. Man merkte, daß es nicht um „Riten“ ging, sondern es bildete sich langsam die Krise, die heute noch nicht ganz überwunden ist.

De facto-Abschaffung der lateinischen Liturgiesprache

Mit der alten „Form“ kamen neue „Inhalte“: das Ablegen des Ordenskleides zeigte „neue“ Menschen; die Hinwendung zum „Volk“ beim Kult brachte auch demokratistische Elemente in die Kirche. Der „Volksaltar“ und die „Volkssprache“ in der Liturgie bedingten sich; die lateinische Liturgiesprache wurde gegen den Willen und die Anordnung des Konzils damals fast ganz zerstrümmert. Dabei standen die Spiritaner vor dem Konzil in einer guten Tradition, was die Pflege des Lateins anging. 1961 hörte ich auf dem Kölner Kongreß für Kirchenmusik deren Chor aus Knechtsteden, wo damals das Priesterseminar war, mit 45 Mitgliedern eine Vesper singen. Der sel. Papst Johannes XXIII. hatte noch kurz vor dem Konzil die Bedeutung der lateinischen Sprache unterstrichen, als er seine Konstitution „Veterum sapientia“ herausgab. Mit dem 7. März 1965 wurde das Latein aus der Klosterkirche verbannt. Das Missale Romanum war ja nur noch gut genug, um aus ihm den Canon zu schneiden und nun war alles übrige nur noch in deutscher Sprache zu hören.

"Choralheini"

Als Schüler traf mich dieser Kahlschlag meiner Lieblingssprache sehr. Ich hatte schon immer einen „Schott“ gehabt und deswegen gab es keine Verständnisschwierigkeiten in der Liturgie. Später dann, als ich Latein lernte, bekam ich von meinem geistlichen Onkel eine Taschenausgabe des Missale Romanum geschenkt. Damit war man in der Liturgie der Kirche zu Hause. Völlig unverständlich war mir, daß wir als „Altsprachler“ nun auf einmal kein Latein mehr hören durften. Die lateinische Messe war zugleich ja auch eine gute Übung in der Sprache Roms. Als ich das einmal einem Pater, der später den Orden verlassen hat, sagte, bekam ich die Antwort, ich sei ja mit dem „Choralheini“ verwandt und müsse so denken – eine Anspielung auf den Kirchenmusiker-Onkel, der sich damals

öffentlich für Choral und Latein einsetzte und deswegen nicht wenig an Schelte einstecken mußte.

In diesen Jahren kam ein neuer Präfekt, also der zuständige Pater für das Internat. Er sang selbst gerne und wir haben hin und wieder dann doch einmal ein lateinisches Hochamt singen können. Aber das war die Ausnahme! Ich sammelte alles, was über die lateinische Sprache in den erreichbaren Zeitungen gesagt wurde. In einer dicken Kladde, die auf dem Titelblatt die Worte „Summaria latina“ stehen hatte, entstand so etwas wie ein geistiges Tagebuch dieser Zeit. Dort ist z. B. der Aufruf Pater Seipolts zugunsten des Lateins zu finden; Seipolt war damals bekannt durch seine humorvollen Bücher über die Kirche. Unter dem Titel „Dominus vobis“ trat er für das Überleben des Lateins in der Kirche ein. Aber erst „Die zerissene Tunika“ aus der Feder Tito Casinis entfachte die Diskussion zugunsten des Lateins in der Kirche neu (8).

Natürlich las ich diese Bücher, deren Zahl sich bald mehrte, nicht im Internat, sondern in den Ferien. Da ich als Schüler auch oft Probleme mit manchen Fächern hatte, wollte ich die Lehrer nicht verärgern. Einmal habe ich, so erinnere ich mich, ein Wort des hl. Thomas von Aquin, das Casini angeführt hatte, ausgerechnet unserem Mathematiklehrer in einer Diskussion entgegengehalten. Der Kirchenlehrer sagt, die Gläubigen brauchen nicht alles verstehen, was sie singen. Es genüge, daß die wissen, daß es zum Lobe Gottes geschieht – dann würde sich auch der Geist erheben (9). Der Pater horchte auf und wollte unbedingt wissen, woher ich dieses Zitat hätte. Ich habe es ihm nicht gesagt – das Argument hat ihn wohl nicht unbeeindruckt gelassen. Unterstützung erhielten die, die das Konzil richtig auslegten, im Juni 1968 von Kardinal Frings. Er warnte im Kölner Dom vor einer deutschen Eingleisigkeit im Kult und erinnerte mit Nachdruck an die Weisungen des Konzils.(10)

„Bock oder Geiß“ - Begegnung mit Karl Rahner

Die Erlebnisse mit der Liturgiereform sind die eine Seite, eine andere Seite war die damalige Theologie und der Religionsunterricht. Auch hier kamen die Dinge zur Sprache, die das Konzil ins Rollen gebracht hatte. Die Reformen wurden von vielen Menschen als lieblos bezeichnet. Pater Seipolt hatte zu Recht geschrieben: „Nur gilt es aber als lieblos, einen König, der abdanken mußte, gleich des Landes zu verweisen“ – das sagte er im Hinblick auf das Latein. Menschen, die sich auf das Konzil beriefen, wurden als „Konservative“ abgestempelt. Die, die das Konzil anders verstanden, hatten die Medien in ihrer Hand. Und sie eroberten sich flugs die Hohheit über die öffentliche Meinung in der Kirche durch Produkte wie etwa das „Kleine Konzilskompendium“ von Karl Rahner und Heribert Vorgrimler (11).

Karl Rahner gehörte zu den damals allzeit gegenwärtigen Theologen. Wir hatten ein Religionsbuch „Kirchengeschichte in Längsschnitten“ (12), das uns diesen Theologen mit einem großen Bild vorstellte und einem langen Text aus dessen Feder, den wir lesen mußten. Rahner war mir indessen nicht nur durch den Unterricht bekannt. Er sprach des öfteren im Fernsehen. Und ein Nachbar kommentierte einmal: „Wenn der spricht, dann kannst du nur raten: Bock oder Geiß“, d.h. dessen Deutsch ist für einen „normalen“ Bundesbürger nicht zu verstehen. Rahners Konzilskompendium war damals auch in der Kritik. Dort war über die Kirchenmusik zu lesen, sie habe ein esoterisches Wesen und sei kaum mit dem Wesen der Liturgie in Übereinstimmung zu bringen (13).

Angriff auf die Kirchenmusiker

Dann wurden die Kirchenmusiker angegriffen, die sich gegen die falsche Auslegung des Konzils zur Wehr gesetzt hatten. Mein Onkel war auch gemeint. In einem Vortrag wehrte er sich: „Wieviele Schwierigkeiten mögen durch solche weder mit dem Konzilstext noch mit der Sache selbst zu vereinbarenden Kommentare dem Kirchenmusiker und seinem Chor in den Pfarrgemeinden während der letzten Jahre nach dem Konzil entstanden sein!“ (14). Und er führte ein langes Zitat des Dogmatikers Joseph Ratzinger an, der von einer erschreckenden Verarmung der Liturgie seit dem Konzil sprach. Wir mußten in der Schule auch lernen, die Kirche habe durch das Vatikanum II. den

früheren Triumphalismus abgelegt. Das heutige Selbstverständnis der Kirche hebe sich wohltuend von dem alten ab (15). Ähnliches wurde auch durch den Holländischen Katechismus propagiert (16), der von vielen Patres als Grundlage der Diskussion angesehen wurde – Broichweiden liegt nur wenige Kilometer von der niederländischen Grenze entfernt und die Gedanken drangen schnell in den Konvent.

Wir können hier schließen, denn 1968 stellt eine Zäsur in der Rezeption des Konzils dar. Die Enzyklika „Humanae vitae“ und auch das „Credo des Gottesvolkes“ klärten die Fronten.

Anmerkungen:

1 Hubert Jedin: Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig Ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. Freiburg 1959, 130.

2 Sacrosanctum Oecumenicum Concilium Vaticanum II: Constitutiones, Decreta, Declarationes. Vatikanstadt 1966, 992 ff.

3 Karl Rahner/Herbert Vorgrimmler: Kleines Konzilskompandium. Freiburg 1966; so heißt es über die lateinische Liturgiesprache, sie sei „Nonsens“ und ein „museales Relikt“ (42).

4 Sehr gut hat das Problem, das die Jahre nach dem Konzil immer da war, beschrieben: Paul Hacker: „Tischgemeinschaft mit dem Auferstandenen“. Eine problematische Redensart, in: UVK 5 (1975) 11–20; 73–85.

6 Am 2. Juli 1988 stellte das Schreiben „Ecclesia Dei adflicta“ die Exkommunikation Lefebvres fest, bot ihm aber auch an, wieder in Frieden mit dem Papst zu leben (DH 4820–4823).

5 Vgl. hierzu meine Arbeiten: Der katholische Philosoph Dietrich von Hildebrand als Kritiker der Liturgiereform, in: ThGl 69 (1979) 415–431; Im Abstand von 30 Jahren – Zum Verhältnis von „Fides et Ratio“ und Dietrich von Hildebrands Buch „Das Trojanische Pferd in der Stadt Gottes“, in: Theologisches 29 (1999) 623–640.

7 Die Glaubenskongregation warnte am 24. Juli 1964 vor der Aushöhlung der Lehre vom Messopfer zugunsten von „agapes“. Zürich 1967.

9 ebd. 60.

10 Predigt zur Priesterweihe (Kirchenzeitung Köln vom 11. Juni 1968).

11 Vgl. meine Ausführungen: Frühe Kritiker Karl Rahners nach dem Vaticanum II. in: David Berger (Hrsg.): Karl Rahner – Kritische Annäherungen, Siegburg 2004, 451–477.

12 Alfred Läßle (Hrsg.): Kirchengeschichte in Längsschnitten. München 1968, 225; Teilhard de Chardin war ebenfalls mit einem Großporträt (221) vorhanden, die Tradition trat demgegenüber ins zweite Glied zurück.

13 Konzilskompandium 48.

14 Johannes Overath: Musik im Dienste des Heiligen, in: Kirchenmusik im Gespräch (= Schriftenreihe des ACV, Bd. 12) Bonn 1976, 106–107.

15 Läßle 125.

16 Vgl. mein: Das Verständnis von Kirchengeschichte im „Holländischen Katechismus“, in: ders.: Mehr als nur Jahreszahlen. Von Wert der Kirchengeschichte für die Seelsorge. Abensberg (Auslieferung über fe-Medien, Kisslegg) 145 ff.

Der Artikel erschien zuerst in THEOLOGISCHES, 35.Jg., Heft 12, Dezember 2005 (= Themenheft 40 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil), Sp. 831-840. Die Veröffentlichung auf dieser Seite erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers von THEOLOGISCHES.